

herrscher, nicht nur, weil er vom Vertrauen des Kaisers abhing, sondern vor allem wegen der starken Gegenkräfte, die ihn innenpolitisch scheitern ließen. Wie stark diese Kräfte waren, hat Kott selbst in ihrem Buch »L'État social allemand« am Beispiel der Sozialversicherungen nachgewiesen, die ganz andere Formen annahmen und andere Wirkungen entfalteten als die, die Bismarck geplant hatte.

Auch im letzten Kapitel erweist sich Kotts Ansatz als fruchtbar, nach den Elementen in Bismarcks Politik und Selbstdarstellung zu suchen, die ihn zur Identifikationsfigur völkischer Nationalisten werden ließen. Durchgängig lässt sie neben den neuesten historischen Arbeiten auch die ältere Bismarck-Forschung ausführlich zu Wort kommen und gibt so nicht nur einen Forschungsbericht, sondern auch einen Eindruck von den persönlichen und politischen Bindungen deutscher Historiker, die ihr Urteil über Bismarck bestimmten. Kotts intensive Auseinandersetzung mit der Bismarck-Literatur und ihre kritische Darstellung der Geschichte der historischen Disziplin sind für deutsche Leser von großem Interesse, auch wenn sich die darstellenden Teile des Buches eher an ein breites französisches Publikum richten. Diese Ausrichtung zwingt Kott, für das Verständnis der deutschen Geschichte elementare Begriffe und Vorgänge (Canossa, Olmütz) in langen Einschüben und Fußnoten zu erläutern, Bismarcks Werdegang und Politik recht ausführlich zu beschreiben und ihre eigene Analyse oft nur kurz zu skizzieren. Solche Vermittlungsarbeit ist aber umso notwendiger und verdienstvoller, je mehr auf beiden Seiten des Rheins die Kenntnis der Sprache des Nachbarn schwindet. Dieser Verlust zeigt sich z. B. darin, dass der Verlag, Presses de Sciences Po, nicht mehr über einen Lektor verfügt der imstande gewesen wäre, die buchstäblich unzählbaren Druckfehler in den Fußnoten zu korrigieren.

*Sabine Rudischhauser, Berlin*

Christian Nottmeier, Adolf von Harnack und die deutsche Politik 1890–1930. Eine biographische Studie zum Verhältnis von Protestantismus, Wissenschaft und Politik (Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 124), Mohr Siebeck, Tübingen 2005, 582 S., geb., 89 €.

Fraglos war Adolf von Harnack der große Repräsentant des liberalen Protestantismus in Deutschland, von der Wilhelminischen Zeit bis zum Ende der Weimarer Republik. Diese Feststellung gilt im Blick auf seine wissenschaftliche Reputation als Dogmengeschichtler und Erforscher der Alten Kirche, aber zumindest ebenso sehr hinsichtlich seiner Tätigkeit als Generaldirektor der Königlichen Bibliothek sowie als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, als Wissenschaftsorganisator und Gelehrtenpolitiker. Dementsprechend nimmt die vorliegende Studie nicht nur den Theologen, sondern eine zentrale Persönlichkeit des Kulturprotestantismus im weitgespannten Kontext der Wissenschaft und Politik seiner Zeit in den Blick.

Nottmeier hat nicht nur die reiche Literatur zum Thema aufgearbeitet, sondern auch Harnacks Nachlass gründlich studiert. Das befähigt ihn, den Lebensweg und die geistige Entwicklung des Gelehrten eindrucksvoll nachzuzeichnen: von den ihn prägenden geistigen, politischen und theologischen Einflüssen seiner baltischen Herkunft (S. 21–61) über die Herausbildung einer eigenständigen wissenschaftlichen und religiösen Position in Anlehnung an die Theologie Albrecht Ritschls (S. 62–121) bis zu seiner Tätigkeit in Berlin, wo Harnack trotz der nie verstummenden Kritik evangelischer kirchlicher Kreise bald zu einer führenden Gestalt sowohl an der Universität als auch in der Berliner Gesellschaft aufstieg (S. 122–132). Sein religiöses Credo kreiste um die grundlegende Bedeutung des frommen Individuums mitsamt der darin verankerten und dadurch geförderten Freiheit und einer daraus resultierenden christlichen Humanität. Die aus solchen Quellen gespeiste

protestantische Bildung und Kultur begriff Harnack durchaus als die wegweisende Kultur in Deutschland. Aber sie war nach seinem Verständnis so offen und weit angelegt, dass sie sowohl die Klassiker – allen voran Johann Wolfgang von Goethe – und den deutschen Idealismus als auch den Reichtum der katholischen Religiosität zu umfassen vermochte.

Kennzeichnend für das gesamte öffentliche Wirken Harnacks war sein Bestreben, eine mittlere Linie einzuhalten und nach Möglichkeit auch durchzusetzen. Diese allen Extremen abgeneigte Einstellung verstärkte sich in dem Maß, in dem er als »führender Repräsentant gouvernementaler Gelehrtenpolitik« Ansehen und Einfluss gewann (S. 233–377). Harnacks enorme Arbeitskraft trug dazu ebenso bei wie seine selbstbewusste Verbindlichkeit, sein Geschick im Umgang mit hochgestellten Persönlichkeiten – von angesehenen Wissenschaftlern über führende Vertreter der Ministerialbürokratie und Politiker bis hin zur höfischen Gesellschaft und nicht zuletzt auch bis zu Kaiser Wilhelm II.

Im Ersten Weltkrieg konzentrierte sich Harnack zunehmend auf die Forderung innenpolitischer Reformen (S. 378–461). In der Weimarer Republik versuchte er, so viel als möglich vom geistigen Erbe der Vergangenheit in die neue Zeit zu retten (S. 462–514), bemüht um die »geistidealistische Vertiefung der Gegenwart« (S. 512).

Der Autor ist von seinem »Helden« derart fasziniert, dass er sich nahezu vollständig mit Harnacks Auffassungen identifiziert. Das ist verständlich, es bedeutet allerdings, dass Harnacks Grenzen kaum oder nur in einem überaus milden Licht erscheinen. Dieser Einwand betrifft zum einen Harnacks Theologie. In seinem 1921 veröffentlichten großen Buch »Maricon« findet sich genau die Position, die er 50 Jahre früher in seinem Jugendwerk zum selben Thema vertreten hatte. Die Schrecken des Weltkrieges, die andere liberale Theologen – wie z. B. Otto Baumgarten – umdenken ließen, beeinflussten Harnack nicht. Die innere Brüchigkeit einer auf Idealismus und individueller Frömmigkeit gegründeten Konzeption, die darauf hinauslief, dass der Protestantismus sich »stufenweise« fortentwickeln sollte »von der Kirche hin zu Gesinnungsgemeinschaft« (S. 491), rückte den großen Gelehrten nun schnell und unübersehbar ins Abseits. Verständlicherweise konnte er mit der heraufkommenden dialektischen Theologie Karl Barths nicht nur nichts anfangen, sondern sah darin ein Verhängnis. Dass diese Theologie allerdings in einen »radikalen Subjektivismus« münden müsse – was Nottmeier unverständlicherweise mit »zweifellos ein sehr heilsichtiger Vorwurf« kommentiert (S. 489/Anmerk. 125) – belegt nur, wie überholt Harnacks liberale Theologie inzwischen war.

Mindestens ebenso problematisch erscheint Harnacks mangelnde gesellschaftspolitische Einbindung. So entschieden er und seine Geistesverwandten im protestantischen Bildungsbürgertum die Freiheit des Individuums feierten, die Befreiung von dogmatischen Normierungen und Fesselungen, so schwach und letztlich unfähig erwiesen sie sich im Blick auf organisatorische Vereinigungen. Der Kreis der »Freunde der Christlichen Welt« bildete einen ausgesprochen lockeren Zusammenschluss. Zu Recht konstatiert der Verfasser, dass Harnack sich allzu sehr auf die Reformbereitschaft der Ministerialbürokratie verlassen habe. Aber man muss grundsätzlich feststellen, dass Harnacks Wirken auf der Verbindung persönlicher Bildung und Frömmigkeit und der Unterstützung durch die preußisch-deutsche Ministerialbürokratie basierte. Nur so konnte er in die Breite wirken und erreichen, was er erreicht hat. Harnack war stolz, keiner Partei anzugehören. Mit der verfassten Kirche hatte er wenig im Sinn. Wofür sie kämpfte, besaß für den Gelehrten keinen besonderen Stellenwert. Man mag fragen, ob der von Harnack – und seinem Biografen – regelrecht verabscheute Adolf Stoecker nicht insofern moderner war als der Repräsentant der liberalen protestantischen Moderne: Der Hofprediger trat für die Trennung von Staat und Kirche ein und betrieb die Gründung einer Partei, die im Zeitalter des Parlamentarismus die Interessen der evangelischen Kirche wahrnahm. Allerdings kann und darf diese Feststellung nicht den schlimmen Antisemitismus Stoeckers und seiner Partei übersehen lassen.

Die Akten darüber sind noch nicht geschlossen. Aber wie auch immer der Diskurs sich entwickeln mag: Ganz unbestreitbar ist, dass nicht nur Harnacks Lebenswerk, sondern auch sein geistiger Rang durch diese Darstellung eine glänzende Behandlung und Deutung erfahren hat.

*Martin Greschat, Münster*

Claire Moreau Trichet, Henri Pichot et l'Allemagne de 1930 à 1945, Peter Lang Verlag (Collection Convergences, Bd. 35), Bern etc. 2004, 407 S., geb., 63,50 €.

Gaby Sonnabend, Pierre Viénot (1897–1944). Ein Intellektueller in der Politik (Pariser Historische Studien, Bd. 69), München 2005, 479 S., geb., 49,80 €.

Mit der Arbeit von Claire Moreau Trichet über Henri Pichot und von Gaby Sonnabend über Pierre Viénot sind zwei biografisch angelegte Studien erschienen, die einen Einblick in das breit gefächerte Spektrum deutsch-französischer Mittlertätigkeit in der Zwischenkriegszeit geben. Henri Pichot (1884–1945) war langjähriger Vorsitzender der *Union Fédérale des Anciens Combattants*, die als größte Vereinigung ehemaliger Kriegsteilnehmer nicht nur die Versorgungsinteressen ihrer Mitglieder vertrat, sondern sich auch die öffentliche Verurteilung des Krieges auf die Fahnen geschrieben hatte. Die mehrheitlich pazifistische Einstellung der *anciens combattants* bildete das wesentliche Antriebsmoment für die Wiederaufnahme und dann den Erhalt des deutsch-französischen Dialogs, um den sich Henri Pichot noch bis in die späten dreißiger Jahre bemühte. Auch im Leben des jüngeren Pierre Viénot (1897–1944) war der Erste Weltkrieg ein überaus wichtiger Erfahrungshorizont für seine spätere Mittlertätigkeit. Viénot war von 1926–1930 Repräsentant des Deutsch-Französischen Studienkomitees in Berlin und stand in engem Kontakt zu den wirtschaftsbürgerlichen und kulturellen Eliten beider Länder, also jenen gesellschaftlichen Trägergruppen, die maßgeblich den Versuch deutsch-französischer Konfliktminderung in der Zwischenkriegszeit unterstützten. Als Viénot 1931 in die Berufspolitik wechselte, setzte er wie Pichot seine Hoffnung noch lange Zeit darauf, dass man der extrem revisionistischen Außenpolitik Hitlers durch multilaterale Vereinbarungen Einhalt gebieten könne. Während der Kriegsveteran Pichot sich 1940 Marschall Pétain anschloss, ging Viénot den Weg in den Widerstand zu de Gaulle. Trotz des Altersunterschieds von 13 Jahren wirft der Lebenslauf beider Persönlichkeiten ähnliche Fragen auf: Welche konkreten Gründe bewogen Pichot und Viénot, sich nach der traumatischen Kriegserfahrung gerade für die Verständigung mit Deutschland einzusetzen? Warum wählte der eine das Kriegsveteranenmilieu, der andere das Bildungsbürgertum als Wirkungskreis? Weshalb glaubten beide lange Zeit an die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung mit Hitler? Claire Moreau Trichet geht diesen Fragen im Rahmen ihrer Studie über das Deutschland-Engagement des *Union Fédérale*-Vorsitzenden in den Jahren 1930–1945 nach, Gaby Sonnabend bettet sie in ihre umfassende Viénot-Biografie ein.

Um »das Wesen, die Entwicklung und die Ergebnisse« der deutsch-französischen Mittlertätigkeit Pichots als Vorsitzendem der *Union Fédérale* zu erfassen (S. 1), untergliedert Moreau Trichet ihre Studie in drei Abschnitte: Auf Grundlage der von Pichot veröffentlichten Artikel unternimmt sie im ersten Teilkapitel zunächst eine Analyse seines Deutschland- und Frankreichbildes, das wenig originelle Züge aufweist. Als überzeugter Republikaner bildete Frankreich für den Kriegsveteranen ein universal-humanistisches Referenzmodell, wohingegen das Nachbarland durch ein Übermaß an Disziplin und ein generelles politisches Desinteresse charakterisiert sei. Dass Pichot zu Beginn der 1930er Jahre, also genau zu jenem Zeitpunkt, als sich das deutsch-französische Verhältnis auf offizieller Ebene rapide verschlechterte, die Verständigung mit Deutschland zum vordringlichen